

DANIEL AMBÜHL THOMAS PRIMAS

Das Fischgericht

Geheimnis und Kultur

Mit Reproduktionen aller Bilder, dem gesamten Text,
Einführung und Erläuterungen

Friedrich Weinreb gewidmet

Steintisch Verlag 1997 · ISBN 3-908508-00-02

Hier und Jetzt I

Das Original des Buches «Das Fischgericht» ist ein Unikat.

Der Buchdeckel wurde von Daniel Ambühl zwischen 1993 und 1995 in einem langwierigen und vielschichtigen schöpferischen Prozess geschaffen. Die Themenelemente fügten sich zusammen in einem fragenden Tasten nach den Fundamenten der Kultur. Bilder tauchen aus dem Unbewussten auf, wenn man die Kultur nicht einfachhin beurteilt, sondern sich der Frage öffnet nach ihren Ur-Teilen, die sie zusammenhält. Diese Bilder formten sich langsam aus, nahmen in zahllosen Einzelteilen Erscheinung an, wurden gegossen und zu einer Szenerie zusammengefügt, die eine Geschichte über die Kultur erzählen könnte.

Was zieht einen Dichter mehr an als eine Bühne, auf der die Schauspieler schon bereit stehen, um ihren Text zu sprechen? 1994 wurde Thomas Primas eingeladen, zu diesem Schauspiel einen Text zu schreiben, und er nahm gerne an.

Eine ganze Welt lag vor ihm und wartete auf das Gespräch. Und das Gespräch weitete sich bald aus, nicht nur auf die Auseinandersetzung mit dem marxistischen Philosophen im damaligen Hause Ambühls in Ostberlin oder auf die Zwiesprache mit dem noch ungeborenen Kind, dessen Lachen bald das Leben der Familie Alibühl erhellen würde, sondern auch auf die vielen Menschen., Bücher und

Ereignisse, die in dieser Zeit ins Leben kamen.

Für die so entstandene Geschichte fand Daniel Ambühl eine ganz neuartige Bildsprache mit ihren eigenen Stilmitteln, um der Gestalt und der Bewegung des Traumes zu genügen, und er schuf die Bilder, die in diesem Buch zu bewundern sind .

Ist es nicht immer so: Was ili Entstehen begriffen ist - sei es ein Kunstwerk, sei es ein neues Leben -, zieht die ganze Aufmerksamkeit auf sich hin und verwandelt all das, was mit ihm in Berührung kommt. So möchten Daniel Alibühl und Thomas Primas mit diesem Buch die Geschichte einer Verwandlung, einer Empfängnis erzählen, die vielleicht ili gleichen Sinne berühren könnte wie die N achricht einer Geburt, eines neuen Lebens.

Es mag nun an der Zeit sein, die alte Klage vom Untergang der Kultur fahren zu lassen und eine neue Melodie zu singen.

Nicht alter Wein in neuen Schläuchen oder neuer Wein in alten Schläuchen; neues Leben soll es sein, das auf neuen Denkwegen seine Richtung findet. Die Denkwege mögen zwar im Grunde uralte sein, doch sind sie mit neuem Mut gewagt.

Jede Zeit muss sich der Frage nach dem Geheimnis in der Kultur frisch und mutig wieder stellen. Die Antwort ist nicht endgültig zu geben, sondern erhält ihre Gültigkeit ili Wagnis hier und jetzt.

[Buchseiten 1-5]



Auf den Strassen unserer Stadt ging die Pest um. Sie war vom Landesinneren gekommen und hatte sich, zuerst unbemerkt, in die Ansiedlungen geschlichen. Zu Beginn bewegte sie sich noch leise und maskiert, wie die Räuber, die es stets in der Stadt gab. Doch nun stolzierte sie auf den Alleen, spazierte unbehelligt die Seepromenade entlang, die Türen der Häuser öffneten sich ihr ohne Widerrede, sie sass an den Stammtischen der Gasthäuser, nahm teil an den Sitzungen des Stadtrates und trug ihre Ware auf den Markt. Die Pest durchdrang die Geschäftigkeit in unserer Stadt, und an stillen Orten, da tauchte sie im Schein der Kerze auf und legte sich wie ein Gespenst in die Gedanken der Ruhenden. Wer hielt diesem Schrecken stand?

Die Geschichte über das Geheimnis der Kultur beginnt mit der Bedrohung. Die Pest herrscht, Untergangsstimmung. In diesen Anfang der Bedrohung ist jede Kultur gestellt. Historisch gesehen könnte dies heissen, dass die Natur den Menschen bedrohe und dass daraus eine Gegenmassnahme erwüchse, nämlich der Versuch, die Natur in den Griff zu kriegen und sie nutzbar zu machen.

Aber wir merken schon, dass dieser Begriff der Bedrohung unserem Empfinden nicht ganz genügt. Die Bedrohung liegt auch in der Natur des Menschen selbst. Unsere emotionale Temperatur, unser Temperament, die Wärme unseres Lebens steigt manchmal in die Höhe, wird zur fiebrigen Hitze und droht all das zu zerstören, was uns lieb ist und uns eben gerade deswegen in Wallung gebracht hat. Wir lieben das Leben, und doch scheint dieses auf einen Untergang, einen Tod hingerichtet zu sein. Die Zeit nimmt uns jeden Augenblick wieder weg und lässt ihn verschwinden in staubigen Katakomben, zu denen wir nur Zugang haben als Museumsbesucher der Erinnerung. Ist es denn also doch wahr? Geht alles unter?

Dieser Untergang muss das Böse sein, das alles Gute,

Aufbauende, Bewährte und Bewahrende verzehrt. Oder es ist das Nichts, das - wie ein gefallener und verdorbener Stein der Weisen - alles, was von ihm berührt wird, ebenfalls in Nichts verwandelt. Dieser Nihilismus ist die Pest. Sie kommt vom Landesinnern, aus unserem Herzen also. Von dort schleicht sich ein Gefühl in unser Leben, dass nichts Sinn macht, dass die Menschen und Dinge unserer Welt nichts sind als Positionen einer Kosten-Nutzen Rechnung und dass letztlich nichts bleibt.

Räuber, die dasjenige aus unserem Fühlen und Denken stehlen, was uns lieb und wert ist, gab es immer schon. Doch es sieht fast so aus, als ob die Pest des Nichts, die jeden Wert und jedes Wort bricht, nun leichtes Spiel und freien Zugang erhalte zu allen Bereichen unserer Welt. Das Nichts-Denken und das Nichts-Empfinden glaubt nur das, was es sieht, weil das andere keinen Nutzen hat. Die Welt und der Mensch sind aber mehr, als wie sie uns erscheinen, und an stillen Orten wird nicht nur dieses «Mehr» erlebt, sondern auch der Schrecken des Verlustigehens einer Welt des feinen Sinns.

[Buchseiten 6-7]



Ich war es nicht, der diesem Schrecken standhielt. Ich zog mich in den Schlaf zurück, dorthin, wo die Pest nur in Kleidern kommt, in die Ewigkeit gewoben ist. Es nützt wohl nichts, sich in den Schlaf zu flüchten, weil in ihn hinein der Schrecken trotzdem steigt. Doch nicht der Schrecken ist die Pest; sie tötet nur und siegt. Der Schrecken bringt den Schmerz, verborgen noch in der ersten Lähmung, so dass wir ihn nicht scheuchen können. Zieht die Lähmung sich zurück, lautlos, heimlich fast, nimmt der Schmerz von uns Besitz. Und Schrecken nur, den wir selber tun, kann ihn wieder von uns tragen, so dass er sich verbreitet wie die Pest, Um schliesslich wieder in unsere Stube zu treten, ungebeten und mit neuer Lähmung, mit neuem Schmerz, den wir mit neuem schrecklichen Tun von uns jagen.

Aus dem Erschrecken vor dem Nichts erwächst die Kultur. Aber nicht der Einzelne, nicht das «Ich» des Einzelnen bringt die Kultur hervor, sondern eine Gemeinschaft. Der Einzelne kann sich in einen Traum zurückziehen, kann einen Traum träumen, in den Ewigkeit, das Unmöglich-Scheinende, gewoben ist. Doch die Kultur, das Wachsen einer neuen Welt, scheint darin nicht zu seinem Recht zu kommen. Die Bedrohung bleibt.

Eine chassidische Legende spricht davon, dass nicht der Einzelne gerecht sein kann, sondern nur eine Gemeinschaft. Die Grundlage der Gemeinschaft ist aber stets die Begegnung - ja, Gemeinschaft ist nichts anderes als die Sammlung von Begegnungen. Die Massstäbe der Sammlung mögen zwar verschieden sein, und es werden daraus verschiedene Kulturen entstehen; die Grundform der Begegnung bleibt sich aber gleich.

Die Begegnung vermittelt die Weisen der Bedrohungsgefühle des Einzelnen. Aus dem Austausch, dem Gespräch, erwächst dann Kultur. In jeder Begegnung tobt der Kampf mit dem Nichts. Es ist auch der Kampf des Fressens oder Gefressenwerdens; darunter aber geschieht das

Eigentliche. Unser Herz ist fast gelähmt im Schrecken vor dem Nichts und wünschte sich nichts mehr, als dass etwas erwachse und erblühe :

Freundschaft, Erfolg, Glück und Liebe. Ja, es ist wie in einer Liebesbeziehung, der dann auch ein Kind erwachsen soll. Doch mit wieviel Schmerz ist diese Geburt doch trüchtig! Ertragen wir diesen Schmerz nicht und brechen die Geburt ab, stirbt das neue Leben.

In der Lähmung, der Erstarrung, die uns überfällt, wenn uns das Nichts im Würgegriff hält, ist der Schmerz bereits verborgen, der uns ins neue Leben bringt. Er ist unsere eigene Identität, die sich zuerst leise und dann immer lauter meldet, um gehört zu sein und das dumpfe, taube Dasein der Betäubung zu vertreiben.

Der Schrecken vor dem Nichts weckt uns auf aus der lethargischen Lebenserstarrung, und nur, wenn wir diese Störung aus unserem « Schlaf des Gerechten» nicht ertragen wollen, geben wir den Schrecken in der Begegnung einfach weiter, ohne dass er Schmerz und Kind geworden ist.

So verbreitet sich die Pest in der ganzen Welt.

[Buchseiten 8-9]



Ich zog mich in den Schlaf zurück, dorthin, wo mein schreckliches Tun für einmal Ruhe gab, so dass die leisen Geschichten des Schmerzes mir erzählten, was mit anderen Ohren zu hören und mit anderem Verstand zu verstehen war. Da träumte es mir von vier Brunnen. Mir wurde gewahr, dass ich auf einer Anhöhe stand und auf eine Ansiedlung hinuntersah, die von vier Brunnen beschützt war. Sie bildeten wie die vier Ecktürme einer unsichtbaren Stadtmauer ein Rechteck. Der Traum hat eine merkwürdige Weise des Erzählens. Die Dinge in ihm scheinen wie durchsichtig zu sein, die äussere Erscheinung tritt sonderbar zurück, und die inneren Verhältnisse, gleichsam ihr Wesen, öffnen sich in neuen Traumsequenzen, in denen sie sich selbst auf die Bühne einer eigenen Geschichte stellen.

Von der Wichtigkeit des Rückzuges in die Einsamkeit des Traumes und der stillen Gedanken erzählt eine chassidische Geschichte: Ein Mann verzweifelte trotz der fortschrittlichen Kultur seines Landes ob des Egoismus und der Nichtigkeit, ob der Bedrohung durch das Nichts. Er zog sich in eine Höhle zurück und dachte nach über das Geheimnis der Kultur. Danach kam er wieder in die Welt zurück und versuchte, an der Kultur teilzunehmen und sie zum Blühen zu bringen. Doch brachte er in jede Begegnung, in sein ganzes Tun und Denken etwas aus dem Traum, der Höhle seiner Einsamkeit. Was ist es wohl, was er dort gefunden hat?

Ein nordisches Märchen erzählt von einem Milchbauern, der sich nach einer lieben Frau sehnte. Eines Tages, er war gerade auf der Wiese bei seinen Kühen, fiel vom Himmel her eine Leiter, auf der ein wunderschönes Bauernmädchen hinunterstieg. Sie trug einen Korb mit einem geflochtenen Deckel bei sich und begrüßte den Bauern herzlich. Dieser freute sich über alles und nahm das Mädchen mit zu sich. Er bat um ihre Hand, und sie willigte unter der Bedingung ein, dass er nie in den mitgebrachten Korb schauen dürfe. So ging

eine lange Zeit des Glücks vorüber, doch den Bauern wunderte es sehr, was wohl in dem Korb verborgen sei. Eines Tages konnte er nicht mehr widerstehen und öffnete den Deckel. Nichts, aber auch gar nichts war darin zu finden. Am Abend erzählte er der Frau reuig von seiner Tat. Diese wurde sehr traurig und sagte unter leisen

Tränen: «Nicht, dass Du in den Korb geschaut hast, bricht mir das Herz; ich habe gedacht und auch gehofft, dass Du es tust. Aber dass Du darin nichts gesehen hast! » Sie ging fort und kam nicht wieder .

Der Erzähler zieht sich nun also zurück in eine andere Schau der Dinge.

Er lässt die Schuldhaftigkeit seines eigenes Tuns für einmal hinter sich und versucht, vor sich in den Blick zu bekommen, welche Schätze in der Welt noch liegen, die zu heben es Wert sein könnte. Unsere eigene Schuld gegenüber dem Wachsen und Blühen der Kultur, unser ungeduldiges Tunwollen für einmal bleiben zu lassen, ist entscheidend, um zur Ruhe und Gelassenheit zu kommen, die notwendig sind für die Schau auf eine neue Möglichkeit, eine neue Welt.

Er sieht von einer Anhöhe, aus der Distanz also, auf eine Ansiedlung, der Grundform einer Gemeinschaft. Eigentlich betrachtet er den Buchdeckel mit seinen vier Ecktürmen. Doch er merkt gleich, dass die Elemente dieser Anordnung nicht wie üblich auf ihn wirken. Sie werden gleichsam durchsichtig, und im Masse, wie die eigene Willenshaltung im Zurücknehmen des Tun- und Eingreifenwollens abnimmt, wird auch die Willenshaltung der Dinge schwächer, ihre reale Erscheinung und deren Forderungen. Ein Theater beginnt auf einer Traumbühne, auf der sich nun das Wesen der Kultur entfalten kann.

[Buchseiten 10-11]



Das bunte Treiben in der Ansiedlung war in den Hintergrund gerückt, und meine Aufmerksamkeit wurde von einem der Brunnen angezogen. Ich ging unmittelbar in ihn hinein, und mir wurde bewusst, dass er der Brunnen des Feuers war. Von tief unten loderten die Flamen im Schacht. Dort musste irgendwo eine Quelle des Feuers sein, und der Brunnen wurde gebaut, um den Zugang zu diesem Element zu ermöglichen, um die unantastbare Hitze und Bewegung nutzbar zu machen. Plötzlich nahmen mich die Flammen in sich auf, verschlangen mich gar; es war jedoch kein zehrendes und lebendes Feuer, das mich da frass, sondern ein kühles Feuer, das eisig mich umfing. Fiebrig nahm ich an einem Geschehen teil, dem ich mich wehrlos ausgesetzt fühlte. Ich versuchte ihm zu fliehen, doch klebte ich am Boden und kam nicht von der Stelle fort .

Der Brunnen ist seit jeher das Zentrum jeder Kultur. Er versorgt die Menschen mit der Grundlage ihrer Ernährung, dem Wasser - dem Wasser als Zeit und Dauer auch, wie es in den Bildern der Mystik immer wieder heisst. Wir könnten aber den Brunnen als Urquell der Erscheinungsformen des Lebens überhaupt betrachten. Vier Elemente bilden die Urschubstanz des Lebens in der Welt: Erde, Wasser, Luft und Feuer. Vier Brunnen also sind diese Ecktürme auf dem Buchdeckel, und in den ersten, den Brunnen des Feuers, wird der Träumer nun hineingezogen.

Wir sprachen schon von der Urbedrohung, dass nämlich die Hitze unseres Lebens zu gross werden, das Fieber steigen und so eventuell alles vernichten könnte. Das Feuer ist ein Zeichen des Lebens, des warmen, flackernden, pulsierenden Daseins. Gefrässig ist es, das Leben; es verzehrt das Holz, frisst es hemmungslos und damit seine eigene Grundlage auf: die Zeit, Sekunde für Sekunde .

Die blosse Kraft des natürlichen Lebens mit seinen Forderungen, sein erbarmungsloses Feuer, sein Kampf, sein Lachen des Sieges und sein Schluchzen des Versagens , all dies greift nach dem Menschen und umfängt ihn mit grausigem Schaudern. In seinem grausamen Walten ist das Lehen kalt, trotz seines unerträglichen Brennens: Fieber und Schüttelfrost. Die grauenhafte Bedrohung durch das Nichts wirkt im erhitzten Leben zuerst seine Schrecken, wie ein Albtraum. Hilflos fühlen wir uns diesem Angriff der kaltschnäuzigen Natur ausgeliefert; genau da aber wird der Boden bereitet für die Samen der Kultur. Das mitleiderregende Ausmass unseres Erleidens ist der Urstoff der Geschichte.

Mitleid begegnet dem mitgeteilten, vermittelten Leid. Die Kultur des Mitleids ist der Trost, der doch auch vermittelt. Er tut dies, indem er in die Mitte tritt von Leid und Mensch und dann, wie ein Wort, verbindet, was vorher unverbundlich war .

[Buchseiten 12-13]



Die kalten Feuer waren in Eisen gepackt, und nicht kalte, sondern von Angst und Schmerz und Zorn erhitzte Herzen schöpften aus diesem Brunnen. Es war mir nicht ersichtlich, was diese Herzen derart entbrannte, und die Bewegung und das Feuer hatten etwas Geplantes und von aussen Gesteuertes; es fehlte ihnen das Unmittelbare und Eigene. Das Eigene verweste, und der Geruch von Verwesung erinnerte mich an das Leben, aber nicht an das blühende Leben, sondern das Wässrige und Auflösende an ihm, das sich in seiner Vergänglichkeit zur Ewigkeit zurücksehnte. Ewigkeit durchdrang diesen feuchten, schlammigen Kampf, dem das nasse Holz das Feuer und das Leben nahm. Kalte Feuer brennen mit toten Flammen, und mir war, als lugte durch die Sehnsucht nach Ewigkeit die Maske des Todes, und aus seinen Augen starrte der Hohn des leichten Sieges. Im Feuer brannte ein Wille, und der Brunnen des Feuers verwandelte sich in die Hölle dieses Willens.

Noch bevor das Mitleid uns erreicht, wollen wir uns wehren. In diesem Wehren, in diesem Kampf ums nackte Überleben aber bleibt uns nichts anderes übrig, als die Feuer zu erkalten. Erst auf diese Weise wird es nutzbar gemacht und kann gegen den Angreifer verwendet werden. Doch sind wir hier nicht unser eigener Feind? Der Wille weiss noch nicht, was er zu treiben hat, und steht orientierungslos im Feld. Da hört er noch so gern auf irgendwelche Fanfaren, die ihm das Ziel zu blasen meinen. Krieg bricht aus - im Kleinen und im Grossen. Das Eigene, das neu zu erschaffende Leben, geht unter in der Unterwerfung, die den Schmerz und seine Geburt gründlich zu verhindern sucht.

Doch schreit aus diesem Kampf nicht gerade die Sehnsucht nach dem unvergänglichen Recht der eigenen Einzigartigkeit? Im Tod wird einem dieses Recht doch dann gegeben;

die Verwesung deutet auf neues Wachstum hin.

Auch dies ist Kultur, doch in unserem Herzen sind wir dieses Feuers leid. Einen leichten Sieg, ein gutes Gelingen auf Kosten der Begegnung wollen wir nicht mehr. Der Wille muss zurückgehalten werden, sonst verbrennt er am Schluss die Blüte, die er treiben soll.

Das Mitleid kommt schliesslich doch, zumindest dann, wenn nur noch der von Sehnsucht durchtränkte nasse Lehm, der Schlamm des Willenskörpers übrigbleibt, der matschig weich und schwach nun formbar geworden ist. Formbar nicht mehr nur von neuen Feuerführern - die Gefahr ist nicht zu bannen -, sondern auch vom Lebensfeuer, das auf dem Altar unseres warmen Herzens immer schien, verdammt zum Glimmen fast, doch, der eisernen Härte eines gnadenlosen Willens trotzend, in jedem Herzen und auf allen Seiten blieb.

[Buchseiten 14-15]



Der Traum erlöste mich und gab mich frei. Ein anderes Feuer brannte nun, von weitem nur liess es sich erahnen. Auf einem Berg sah ich es einen Dornenbusch verzehren und staunte, als es ihn doch nicht verschlang. Dieses Feuer meinten jene, die vorhin mit ihm kämpften. Um die Wahrheit zerrten sie im Streit, doch griffen sie die Dornen nur. Sie glaubten, das Feuer in Eisen bannen zu können, um es in den Griff zu kriegen. Doch es lässt sich so nicht fassen. Ich sah es nun auf dem Berg, wie untastbar heiss und unschaubar hell es war, wie es gefährlich schien und damit Distanz sich wahrte. Wundersam mutete es mich an, wie es den Dornenbusch feurig umfing und auch durchdrang, doch ihn unversehrt verliess. Dann war Stille. Die Sonne ging lautlos am Himmel auf, wie eine Ahnung dieses unbändigen Feuers, das gerade im Dornenbusch noch wirkte, und schälte aus der Dunkelheit eine Gestalt, die talwärts schritt. Moses trug die Tafel in der Hand, und sie würde bald zerbrechen.

Das Feuer kann sich verwandeln - in unserem Traum, in unserem glaubenden und hoffenden Wollen. Die Erlösung kommt uns, wenn wir von ihr träumen. Sie löst uns nicht vom Bund des Lebens, in dem wir mit der Wahrheit uns befinden, sondern erlöst uns von dem Zwang, die Wahrheit in unserem Griff zu haben, wo sie gebannt ist und nicht mehr stört.

Die Soldaten auf dem Buchdeckel kämpfen um die Wahrheit, um den Moses mit den Gesetzestafeln. Doch die Wahrheit, das Leben und der rechte Weg sind auf diese Weise nicht zu erlangen. Man kann sie nicht einpacken in kalte Formeln und Programme. Sie sind letztlich unfassbar. Aus einem verborgenen Reich der Seele aber, aus diesem Korb, steigt auch im Kampf die Sehnsucht auf nach dem warmen Feuer des Lebens, der Liebe, der Güte

und des Verständnisses . Wie kommen wir aber zu unserem Recht, ohne auf es pochen zu müssen? Pochen wir nicht an die Türen der Herzen, auf dass sie vielleicht geöffnet werden und sich das Antlitz eines

Wortes , eines Trostes, einer Begegnung zeigen würde ?

Die Zehn Gebote sind keine Gesetze im herkömmlichen Sinn. Eigentlich werden sie «Zehn Worte» genannt, zehn Tröste, zehn Vermittlungen also, wie der Mensch ist. Sie befehlen uns nicht, wie wir sein sollten, sondern erzählen davon, wie wir eigentlich sind in unserem Kern. Im Dornbusch brennt und leuchtet die Wahrheit des Menschen; sie verbrennt ihn nicht, sondern bestätigt seine kühnsten und unglaublichsten Hoffnungen, die er in seinem Herzen trägt.

Dieses Feuer wahrt sich Distanz, ist unantastbar und unbegreiflich. Es ist Mensch und Welt und Gott als unbegreifliches Geheimnis, das uns in die Welt schickt, um die Freude dieses Geheimnisses zu erleben. Dies ist ja gerade das Geschenk des Lebens: dass die Einheit zerbricht, um Beziehung und Begegnung möglich zu machen. Damit beginnt eine Liebesgeschichte.

[Buchseiten 16-17]



Ich fand mich auf meinem Berge wieder, auf dem ich schon zu Anfang stand, und ein eiliges Treiben zog meine Aufmerksamkeit in Bann. Es hatte zu regnen begonnen, und unten auf dem Markt wurden die Früchte und Gemüse auf Karren geladen, die Stände abgebaut, und die Gaststätten räumten hastig ihre Gartentische und Stühle weg. Fenster wurden geschlossen, und Schirme öffneten sich, denn die Wolcken brachen und schütteten ihren Inhalt aus, um sich zu erleichtern. Ein Brunnen quoll nun über; in Stössen, die wie Wehen anmuteten, befreite er sich vom Überfluss, der in ihm nach aussen drängte. Mir war, als hätte gerade noch die Prinzessin am Brunnenrand gesessen und einen Frosch geküsst; doch es muss der Traum gewesen sein, der mit meiner Kindheit spielte, denn der Brunnen sprudelte nun über alle Massen.

Er war prall gefüllt mit Geschichten und Erinnerungen, von denen er mit vollem Mund nun sprudelnd sprach.

Wir verlassen den Brunnen des Feuers, dieser essenziellen Lebenskraft, und gelangen in den Brunnen des Wassers. Mit dem Wasser wird uns das Fliessende geschenkt, die Zeit und die Dauer, die Geschichte und die vielen Geschichten. Das Feuer war noch sehr archaisch: Liebe und Krieg, Lebenskraft und Zerstörung. Im Brunnen des Wassers kommen wir näher zum Alltag, in einen Kreislauf des Lebens. Der Mensch nimmt die Eindrücke des Lebens auf wie die Wolken das Wasser und lässt ihnen wieder freien Lauf im Erzählen, im Klagen und im Jauchzen.

Kinder spielen gern im Regen und blühen auf wie verborgene Blumen, die durch Zeit und Rhythmus Kraft gewinnen, spriessen und in ihrem Duft singen. Kinder spielen gerne im Regen und hören gerne Märchen, die vom Himmel Kunde bringen, was in ihrem Herzen

noch verborgen ruht.

Im Brunnen kommt das Wasser vom Himmel dann wieder von tief unten empor, aus längst vergangenen Schichten der Erde.

Es sind die Erinnerungen, unsere eigenen, aber auch diejenigen von Generationen, die übersprudeln von Gedanken und Gefühlen, die erzählen von dem Leben, das doch immer ist. Der Brunnen des Wassers ist auch die Herkunft, die Tradition, die, wenn sie lebendig bleibt, in unser Gefäß der Seele köstlichen Wein einschenkt, der uns labt und Leben schenkt .

Der sprudelnde Brunnen des Wassers ist das Bild der Gemeinschaft, der Familie, des Volkes. Doch der Mensch ist auch ein Einzelwesen. Er vereinzelt sich, sondert sich ab, um in der Stille und dem Schmerz der Einsamkeit etwas ganz Besonderes zu verdichten: Das Gedicht seiner Einzigartigkeit, die ewig währt. Dieses Gedicht, dieses Lied wird im Himmel schon gesungen, und hier, im Leben in der Zeit, hebt der Mensch mit schwacher Stimme an, um in diese Melodie mit einzustimmen.

[Buchseiten 18-19]



Von irgendwo kam ein Regentropfen und band mich an seinen runden Bauch. Ich war ganz und gar verwirrt; das hatte ich noch nie erlebt. Seltsam weich und verletzlich auch fühlte sich sein Körper an. Wir fielen ganz unbedarfterweise auf den Boden hin, sickerten durch die Erde hinab in einen Strom, in dem wie in einer Schnur sich Tropfen aneinanderbanden, sich zu zweien, vieren und noch grösseren Gruppen verknüpften, und mitten drin war ich und wusste nicht, wie mir geschah. Dieser Fluss musste eine Wasserader sein, die sich bald in einem Becken staute. Dort atmete ich zuerst einmal durch und ruhte mich von der Reise aus, schaute mich um und begriff nun erst, dass ich nicht alleine war. Unzählige Tropfen waren da, an deren Bäuchen unzählige Träumer hingen, alle ebenso verwirrt wie ich. Wir schauten uns verwundert an, und ich vermeinte, hie und da ein Lächeln zu entdecken.

Der Mensch kommt auf die Erde, fällt in seinen Boden, wo er Heimat finden kann, und verbindet sich mit den Seinen, mit seiner Welt und seiner Weise. Ist denn das nicht weise, so zu leben, wie man einzigartig ist? Wir wissen zwar nicht, was und wie wir sind, wir wissen nicht, wie uns geschieht, doch wir hängen dran an unsrem Regentropfen und könnten ihm vertrauen; er ist doch unser Schicksal. Es ist wie diese kleinen goldenen Schiffchen, die wir auf dem Buchdeckel sehen. Ein Mann und eine Frau liegen darin, noch getrennt, doch bereits im Fluss der Zeit, der sie zueinander bringen wird.

Im Bild wird dieser Tropfen, wird dieses Schiffchen dann zum Fisch. Die ganze Welt ist in diesem Fisch, die ganze Welt ist auch im Menschen drin verborgen und wartet nur, sich ihm zu öffnen. Wenn ein Mensch stirbt, stirbt eine ganze Welt. Doch in der J onah-Geschichte der Bibel verspricht G.ott der Stadt mit Namen «Niniveh», mit Namen «Haus der Fische», «Haus der Welten» also, dass sie ewig erhalten bleibt.

In Ewigkeit erhalten wir die Welt geschenkt und in ihr uns selbst .

Immer wieder halten wir auch auf unserem Lebensweg an, um durchzuatmen, um einig zu werden mit uns selbst. In diesem Anhalten, diesem Stau, der die rasante Fahrt durch die Wasserader, die Schicksalszeit, von Zeit zu Zeit scheinbar unterbricht, können wir auch Rückschau halten.

Rückschau auf unser Leben und auf das Leben überhaupt. Wir können darin aber auch Ausschau halten. Denn dann, wenn wir nicht mehr so sehr von unserem eigenen Vorwärtsrasen gebannt sind, wenn wir zur Ruhe kommen können in diesem Stau, dann staunen wir ob der Wunderdinge in der Welt.

Wir sind nicht allein. Andere Menschen sind noch da, andere Dinge und andere Schicksale. Der erste Schritt auf dem Weg zum Andern, in die Begegnung, ist getan in diesem Staunen und Sich- Wundern.

[Buchseiten 20-21]



Das Lächeln tat mir wohl, und das Wasser wurde ruhig und weit. Grenzenlos breitete es sich aus und schlief ganz tief im eigenen Traum. Es war dunkel geworden, und der Himmel legte sich auf des Meeres Rücken ebenfalls zum Schlafe hin. Der Mond stieg auf und glitzerte in uns, den Wellen. Ein sanfter Wind streichelte uns die Haare kraus, und ein Strömen trug uns mit. Wir wiegten uns in Ewigkeit. Wie eine Bettdecke verhüllte nun Nebel den Schlaf von Himmel und Erde und nahm auch den Mond in sich auf.

Da hörte ich von weitem ein leises Knarren und Knirschen. Etwas glitt durch Nacht und Nebel und kam auf mich zu. Ich sann auf Rettung, obwohl ich mich nicht in Gefahr wähnte. Doch nicht mehr Welle war ich nun, sondern ein einsamer Schwimmer in einem grossen Meer.

Der Mensch ist sonderbar, doch nicht ganz und gar gesondert. Durch das Erkenntwerden, durch dieses Lächeln erfährt er eine grosse Gemeinsamkeit. In seinem Nichtbewussten ist er verbunden mit der ganzen Welt, mit allem und jedem und zu jeder Zeit. Wie ein grosses, weites Meer ist diese Verbundenheit, die in ihm ruht, und Himmel und Erde legen sich zur grossen Einheit hin. Da ist eine Gelassenheit, die alles Sein lässt und jede Berührung gewähren kann. Der Wille ruht, das Wissenwollen zieht sich keusch zurück. Nebel einer traumhaften Geborgenheit legt sich auf die Welt. Er nimmt den Mond, die Veränderlichkeit, das Auf und Ab des Lebens in sich auf, verhüllt ihn für einmal sanft, um der Stille Raum zu geben. In dieser versöhnlichen Stimmung bricht Ewigkeit zum Menschen durch, und er darf für einmal sicher sein, wo er sonst nur glauben kann.

Aus dieser Stille, aus dieser Verbundenheit kommt das wahre kulturelle Geschehen, kommt auch die wahre künstlerische Kraft. Das tiefe, unergründliche Meer kann dem Menschen zwar auch als «Tohuwabohu» als

wirres Durcheinander erscheinen. Doch kommt nicht gerade aus diesem Bereich die Schöpfung hervor, schwebt nicht der Geist Gottes über dem

«dunklen Abgrund» des Nichtbewussten? Auch die schöpferische Kraft schöpft aus diesem unfassbaren Reich und bildet in ihrem Tun die Gemeinschaft, die Kultur schafft.

Der «dunkle Abgrund» wird, wenn der Mensch von der Pest befallen ist, als das «Nichts» bezeichnet. Er ist ja noch ein «Nichts», aber die ganze Schöpfung ist darin enthalten. Für den Zugriff des Menschen ist da «nichts» zu holen; von dort wird ihm alles geschenkt.

Der Name Abel bedeutet ebenfalls «Nichts». Und doch bringt gerade Abel den Durchbruch ins Neue. Sein Bruder Kain will alles selber machen, er kann sich mit diesem schöpferischen Ausgangspunkt des Nichts, des Nichtwissens und Nichttuns, nicht zufriedengeben. Ja, er hasst dieses Nichts der Fülle und sein Gelingen, denn Kain bringt seinen Bruder Abel um.

Die Pest ist das Nichts von Kain: «Nichts wird einem geschenkt - alles muss durch Leistung errungen werden.» Vertrauen aber und schöpferische Kraft ist das Nichts als Abel. Bedeutet nicht gerade die Kultur den Versuch einer Versöhnung von Kain und Abel?

[Buchseiten 22-23]



Da stach der Bug eines Schiffes durch den Nebel, verlangsamte seine Fahrt und kam zum Stillstand. Und ich freute mich, als ein Matrose eine Leiter ins Wasser liess und ich an ihr hochklettern konnte. Der Matrose war nicht erstaunt, mich hier zu finden; vielleicht kam es öfters vor, dass das Schiff Leute aus dem Wasser fischte. Er grüßte mich - ein wenig zu förmlich für meinen Geschmack - und führte mich unter Deck. Viele Kammern gab es da, und mit einem kleinen Schlüssel öffnete er die Türe zu einem dieser Räume, liess mich eintreten und zeigte mir eine Liege, auf der ich mich ausruhen konnte. Ich war nass und unterkühlt, und er gab mir warme Kleider und ein Tuch, um mich abzutrocknen. Als er die Kammer verlassen hatte, trocknete und wärmte ich mich und legte mich zur Ruhe hin.

Der Träumer ist nun im zentralen Teil des Buchdeckels aufgetaucht und wird von einem Schiff aufgenommen. Es ist das Kulturschiff. Aus dem Nebel der Vergangenheit bricht es durch, verlangsamte seine Fahrt und nimmt den Menschen auf. Auch wenn wir die Kulturgeschichte betrachten, wird die Zählung der Jahre immer langsamer, je weiter wir uns der Gegenwart nähern. In unserer eigenen Zeit scheint die Kultur beinahe still zu stehen. Wenn der Fortschritt zu schnell geht, kommen wir nicht in die Kultur hinein. Es braucht ein wenig Musse, so dass eine Leiter zu uns hin geworfen werden kann, auf der wir - als Schulbildung oder sonstige Stufen und Aufnahme rituale - in das Schiff der kulturellen Gemeinschaft aufgenommen werden können.

Jede Begegnung ist zu Beginn ein wenig formell. Höflichkeit und gesellschaftliche Übereinkünfte wahren

aber auch Distanz und Freiheit, die notwendig sind, um die Bedrohungsgefühle nicht schrankenlos ausbrechen zu lassen. Jede Begegnung ist etwas Tiefgreifendes und mag tief dort unten auch das Nichts berühren, das uns doch so ängstigt.

Wir haben nun den Brunnen des Wassers verlassen und gelangen in den Brunnen der Erde. Und da treffen wir zuerst auf die festen Strukturen der Gemeinschaft, der Tradition, des Brauchtums, der Überlieferung. Wir gehen in den «Bauch» des Schiffes; alles, was an Bestand die Kultur bereits hervorgebracht hat, alles, was schon «gegessen» wurde vom grossen Tisch der Zeit, finden wir da vor. Viele Kammern gibt es da, wie die vielen Wissenschaften, Bücher, Bilder, Sinfonien, wie die unzählig vielen Leben und Gedanken, die schon auf der Erde waren und ihre Frucht ihr schenkten.

[Buchseiten 24-25]



Meine Augen folgten den Deckenbrettern. Da waren Zimmerleute am Werk gewesen, die etwas auf sich hielten. Gutes, teures Holz wurde verwendet und sauber zugeschnitten. Jahresringe waren zu erkennen, und ich verfolgte ihre Muster. Welche Erinnerungen trugen sie in sich, und welche Geschichten würden sie erzählen? Mein Blick streifte eine Lampe und folgte ihrem leichten Pendeln. In welcher Zeit befand ich mich, in welchem Jahr und auf welchem Schiff? Die Zeit verstrich so lautlos wie das Pendeln, und mein Blick löste sich von ihm. Bilder hingen an den Wänden, Seemannsbilder und Landkarten, ein Photo von einer Frau in einer Ecke. Auf einem kleinen Tischchen standen ein paar Bücher in Reih und Glied; ein Buch lag vor ihnen und war geöffnet. Auf einem anderen, etwas grösseren Tisch stand eine Schale mit Früchten darin, daneben Blumen, kunstvoll gebunden in einer Vase aus bemaltem Ton. Ich musste in den Brunnen der Erde geraten sein.

Unser Einstieg in das Kulturschiff geschieht über die Beschäftigung mit der Vergangenheit. Es ist das, was wir gemeinhin «Bildung» nennen. Wie ist das Zimmer gebaut, das wir hier vorfinden? Wir staunen, wie gut und gründlich bereits gebaut wurde an dieser Welt. Unsere Vorfahren haben gedacht, gelebt und gefragt; ihre Spuren haben sich als Erinnerungen, als Jahresringe in das Holz gelegt, das wir nun betrachten und aus dem wir lesen können. Wie das Pendel einer Uhr bewegt sich eine Deckenlampe, die uns von den Ahnen angezündet wurde, um unser Leben in der Welt ein wenig zu erhellen.

Wir müssen uns zuerst orientieren. Die Welt war schon da, als wir gekommen sind, und wird noch da sein, wenn wir wieder gehen.

Es ist nicht ein leeres Papier, das wir da betreten; vieles steht schon geschrieben, vieles ist schon gebaut. Das Gebot, die Eltern zu ehren, bedeutet vielleicht auch, ihr Leben und ihre Gedanken, ihre Werke und Errungenschaften zu schätzen und sich mit ihnen zu beschäftigen. Sicherlich muss auch einiges verworfen werden und verändert. Im Kern aber bleibt immer etwas bestehen, Grosses manchmal oder auch die kleinen Dinge, die sich bewährt haben und unsere Treue verdienen. Daraus könnte dann eine Wertschätzung entstehen für das, was uns bereitgestellt wurde als Substanz unserer Kultur .

Es ist nicht gut, einfachhin die Wurzeln auszureissen.

[Buchseiten 26-27]



An der Tür der Kammer hing das Bild eines Kindes. War es das Kind des Mannes, der in dieser Kammer lebte? Und das Photo in der Ecke; zeigte es die Mutter? Und warum lag ich hier auf diesem Bett und nicht der Mann mit Frau und Kind? Vielleicht war er tot und lag in der Erde oder auf dem Meeresgrund. Es wurde mir unwohl in dieser Kammer; fremde Bilder hingen an der Wand, und ein fremdes Bett stand in ihm, vielleicht sogar von einem Toten. Ich erhob mich und zog mir die Schuhe an. Sie waren von dem Fremden, doch es musste sein. Barfuss war es kalt und auch gefährlich. Ich wollte an die frische Luft. Leise öffnete ich die Tür und trat in den Gang hinaus. Niemand war zu sehen, nur ein dumpfes Schnarchen war zu hören. Ich suchte mir den Weg an Deck und war froh, im Freien zu stehen.

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, diese Art der Bildung ist notwendig als Urgrund unserer Beziehung mit der Welt. Auch einen Freund möchte man zuerst ein wenig kennenlernen, bevor man mit ihm aufbricht in eine gemeinsame, abenteuerliche Zukunft. Der Weg in Richtung dessen, was einem zukommen soll, führt aber in die lebendige Gegenwart. Die Vergangenheit mit ihrem Wissen, ihrer Tradition und ihrer Einsicht ist ohne unsere gelebte Gegenwart tot und bleibt uns fremd. Zu Beginn nehmen wir das Fremde staunend auf, doch erst in der Berührung durch den einzelnen Menschen wird es wachgeküsst aus seinem Dämmer Schlaf und wird zu Eigenem, das den Duft verbreitet des immer wieder neu und einzigartig Lebendigen. Der Weg in das Freie ist wie eine Geburt.

Die Voraussetzungen sind immer gleich: wir wachsen heran und werden genährt in der Gebärmutter wie im Schoss der Bildung, wie im Schoss von Gemeinschaft und Familie, bis wir genug stark und genug mutig sind, den Schritt hinaus zu wagen ins Eigene und Einzigartige. Der Schritt ist mit Schmerz verbunden, und wir dürfen Hilfe gerne annehmen. Wir werden diese Hilfe aber schliesslich zurücklassen müssen, wie auch die

Gestalten einer alten Welt, die mit einer anderen Zeit verbunden sind oder noch im Dampfen schlafen. Es liegt darin keine Undankbarkeit; in Wahrheit wissen wir, dass alles mit uns verbündet bleibt in der Verborgenheit des Seins und voll dort her mit uns geht.

Die Dauer der Zeit, aber auch ihr Ende und der Abschied sind Geheimnisse im Brunnen der Erde.

[Buchseiten 28-29]



Ich stand an der Seitenreling und schaute in die Weite. Es war heller geworden, und der Nebel hatte sich zurückgezogen. Ein paar Möwen verfolgten das Schiff; eine ruhige und friedliche Stimmung legte sich auf mein Gemüt. Ich vermeinte zu erwachen, doch erinnerte ich mich der Pest, die draussen vor den Toren des Traumes wartete. Ob der Mann, in dessen Kammer ich zuvor noch ruhte, durch diese Tore schritt und der Pest in die Arme lief? «Guten Morgen». Die Worte, so freundlich sie klangen, erschreckten mich, denn sie kamen von ganz nah. Ich drehte mich um, und ein Matrose stand da, dessen Kommen ich nicht wahrgenommen hatte. «Ich bin der Schiffskoch», sagte er, «und ich habe die Früchte des Meeres zu ernten, so dass heute Mittag etwas auf den Tisch kommt. Der Meeresherr ist in der Früh, wenn es still ist, sehr grosszügig mit seinen Geschenken. Helfen Sie mir, die Netze auszuwerfen? »

Wenn wir aus der Enge der ängstlichen Anpassung und dem Zwang der Übereinstimmung herausgetreten, wir also ins Freie gekommen sind, dann wird die Welt und das Gemüt weit und hell. Es ist wie ein Erwachen zu uns selbst. Wir werden uns unserer Eigenart bewusst und damit auch der Grenzen der Identität. Diese Grenzen bedeuten zuerst einmal die Abgrenzung gegenüber dem Anderen, dem Fremden wie auch dem Befreundeten, um die eigene Mitte zu bewahren. Die Grenzen der Identität bedeuten auch die Möglichkeit der Abgrenzung gegenüber der grossen Bedrohung, der Pest des Nichts. Dann aber bedeutet Grenze auch Berührungspunkt, Verbindungsweg zum Anderen hin, wo Austausch und Zusammenkommen möglich sind.

Die Welt ist das Wachsen des Menschen, und die Kultur ist die Pflege dieses Wachstums . Der Mensch wächst um seine eigene Mitte, wo sein tiefstes Geheimnis verborgen liegt als Gott, der ihn dort anspricht mit seinem ureigsten heiligen Namen. Diese ewige

Einzigartigkeit wird uns bewusst im Freien und mit ihr auch die Einzigartigkeit unseres Wachstums .

Denn kein grenzenloses Wachstum ist damit gemeint, sondern ein Wachsen und ein Blühen von der Mitte unseres Seins zum Anderen hin, ein Zusammenwachsen mit der ganzen Welt, aber in dem Mass, wie wir es ersehnen und vermögen. Dieses Mass des Wachstums ist ili gleichen Sinne wichtig wie das Mass des Säehens, Wartens und Erntens auf dem Feld der Erde. Es bildet die Grenzen als die Bedingungen des Lebens, in denen sich die einzelne Pflanze wohl fühlt und gedeiht. Viel Geduld ist von Nöten, viel Kümmern und viel Kummer manchmal auch, bis die Frucht dann kommt.

Diese heitere Geduld und Gelassenheit ist der Schiffskoch, der hier zu dem Träumer tritt und ihn beinahe erschreckt. Er bereitet die Nahrung zu für das Leben auf dem Schiff. Er holt hier als Fischer die Schätze aus den Tiefen des noch Ungekannten. Der Schiffskoch ist die Sehnsucht nach Begegnung, die ganz tief in uns ruht, ganz nah bei Gott.

[Buchseiten 30-31]



Es kam mir merkwürdig vor, auf Fischfang zu gehen, wo ich doch vor kurzem selber aus dem Wasser gefischt worden war. Doch das Leben ging weiter und der Traum auch. Der Schiffskoch und ich standen über eine längere Zeit schweigend nebeneinander. Er nahm seine Pfeife aus der Hemdtasche, stopfte sie und zündete sie an. Der erste, tiefe Zug gab eine dicke Schwade von Rauch ab, der mich an den Nebel von gestern erinnerte. «Haben Sie von der Pest gehört?», fragte er mich, und die Frage verblüffte mich so sehr, dass ich keine Antwort zu geben imstande war. «Eine schlimme Sache. Habt ihr eine Heilung dafür schon gefunden? Ich glaube, die Heilung liegt in der Krankheit selbst. Sie liegt im Leben und im Tod. Doch bin ich nur der Schiffskoch, und die Netze sind nun voll. »

Der Schiffskoch bringt die Sehnsucht nach Begegnung. Der Träumer wundert sich ob dieser weitergehenden Sehnsucht, da ihm doch eben eine Begegnung, die Aufnahme in eine Gemeinsamkeit, geschenkt wurde. Doch das Leben und Träumen geht weiter, die Sehnsucht streckt sich aus nach noch anderem in der Welt.

Verwirrung auch kann diese Sehnsucht bringen, Überforderung ob der Vielfalt in der Welt. Der Pfeifenrauch des Schiffskochs erinnert uns an den Nebel, der Übersicht und Durchblick verschleiert. Gerade dann, in einer solchen Situation, kommt die Bedrohung wieder an uns heran, die Bedrohung durch die Pest, die alles ins Nichts ziehen will. Unsere Sehnsucht und die Vielfalt, die uns entgegengeworfen wird, kann uns überfluten mit Eindrücken, die wir nicht mehr zu fassen vermögen. Wir wünschten uns eine Ruhe, eine Zusammenfassung, eine Einheit wie dort, als wir noch im Meer getrieben sind .

Doch der Schiffskoch, unsere heitere Gelassenheit, könnte uns dann auch erzählen, dass die Heilung schon in der Krankheit liegt. Denn die Pest trägt in sich noch ein anderes

Nichts, ein heiles Nichts, die Ewigkeit. Sie

ist ein Geheimnis, diese Ewigkeit; für uns noch unsichtbar. Dieses Nichts umfasst unser Ich von links und rechts, und doch kommt unser Ich in ihm auch vor. Die Ewigkeit umfasst das Leben, umfasst auch das Unfassbare darin, die Vielheit und das tiefste Geheimnis, unsere Mitte.

Der Tod ist die Endlichkeit, die versprochen ist für unser Leben in der Zeit, so dass auch unser Leiden, unser Bangen, unsere Verwirrung endlich sind und eine Zusammenfassung kommt, ein Ganzes, das uns sanft umgreift und uns bewahrt in Ewigkeit.

Dass die Heilung liegt im Leben und im Tod, bedeutet, dass Ewigkeit nicht unendlich ist, kein blosses, unendliches Weitergehen, das in Langeweile und Dumpfheit führen muss. Der Tod - unsere Endlichkeit, die Grenze unseres Seins - will uns sagen, dass wir einzigartig sind. Er ergreift unser Leben und macht es ganz und schenkt uns das «Genau-So» unseres Selbst.

Ewigkeit bringt uns nicht die Auflösung der Unterscheidbarkeit einer Identität. Das wäre doch die Pest des Nichts. Nein, sie schenkt uns die grosse Identität mit uns selbst, mit Gott und mit allem, was je war.

[Buchseiten 32-33]



«Sie wissen also von der Pest?», fragte ich, während ich ihIn half, die Netze einzuziehen. Er lachte, und ich spürte aus seineIn Lachen die ganze Rauheit des Seemannsleben. «Sie sind nicht der einzige TräuIner, den wir aus deIn Wasser geholt haben. So hörten wir viele Geschichten von den Ereignissen in der Zeit.

Wahre Dichter habt ihr da; Inan weiss nie recht, ob sie die Wahrheit reden oder nur erfinden. » «Als ob das so verschieden wär», gab ich zurück, denn ich mochte unsere Dichter. «Sei's druIn, es wird sich zeigen. Ich InUSS nun meine Fische öffnen. Vielleicht steckt ja auch ein Schatz darin.» Dann schleppte er den Fang in die KoInbüse, und der Rauch der Pfeife hinterliess einen süsslichen Geruch in Ineiner Nase.

Diese Gedanken über Leben und Tod - j a , Denken ist doch letztlich Glauben - dieser Glaube, diese hoffende Gewissheit kommt uns aus der heiteren Gelassenheit des Schiffskoch. Und doch weiss sie um die Bedrohung durch die Pest. Vielleicht kann gerade deshalb diese Hoffnung in ihr wachsen, weil sie spürt, wie das Leben,in ihr ruhig und freudig weiter Blüten treibt. Für das Leben und die Dichter, die Träumer dieser Welt, kann es gar nicht anders sein. Sind die Dichter nicht die Dichter einer Welt danach, in der die Pest besiegt ist durch den bedingungslosen Wunsch nach Liebe ? In der Berührung durch diese Liebe würde die Pest verwandelt wie durch einen Stein der Weisen , verwandelt in eine verborgenen Quell des Seins, allen freigiebig eingeschenkt als Mitgift für den Weg zusammen.

Wir wissen es nicht. Niemand weiss es. Im Leben und in der Liebe nimmt das Wissen eine untergeordnete Stellung ein. Wir könnten aber glauben an

die grosse Erfüllung im Leben und im Tod, und wenn die Kultur diesen Glauben trüge, würden Blumen wachsen mit einem Duft der Ewigkeit.

Eine Kultur, die diesen Duft von Leben und Tod nicht mehr kennt, ist dem Untergang geweiht, weil sie den Tod nur noch kennt als Übergang ins Nichts .

Der Glaube geht zum Leben hin und nimmt den Tod mit sich mit. Ist Glaube nicht das gleiche Wort wie Leben und wie Liebe? Auch das Laben gesellt sich noch dazu - das sich freudig Nähren - im Gleichklang mit dem Loben - der Dankbarkeit im Sein. Und letztlich auch das «Leiben» , ein Wort, das' es nicht mehr gibt, weil es vergessen worden ist. Ist es nicht ein Tun, das mit ganzer Kraft das ist, was Lieben, Leben, Laben, Loben, Glauben meint?

Wir wissen es nicht. Doch vielleicht ist in den Fischen, den Begegnungen in der Welt, irgendwo ein Schatz verborgen, der uns diese Freude bringt.

[Buchseiten 34-35]



Leben kam nun auf an Deck und mit ihlll Bewegung. Matrosen waren zu erkennen an ihren Uniformen, doch auch Passagiere sah ich jetzt in bunten Kleidern. Ein älterer Herr schritt an Illir vorbei, umgeben von einer Schar korrekt gekleideter Offiziere. «Das ist der Kapitän» , flüsterte Illir eine Dallye zu, die neben mir stand. Sie erkloInlllen eine erhöhte PlattforIn in der Mitte des Schiffes, und der Kapitän liess sich ein Fernglas geben. Ich schaute in die Richtung seines Blicks und sah nun auch, noch weit vor uns liegend, einen schwarzen Schatten aus delll Meere ragen. Er Illusste ihn genauer erkannt haben durch sein Fernglas, denn er gab seinen Offizieren Anweisungen, die diese Illit einelll Achtungsgruss quittierten. Die Ausführung dieser Anweisungen konnte ich sogleich verfolgen. Ein kleines Segel wurde gehisst, aber nur schwach in den Wind gestellt. Ein leichter Ruck deutete darauf hin, dass ein Ruder gegen die Fahrtrichtung des Schiffes gedreht wurde und dessen Geschwindigkeit nun brelllste.

Der lebendige Glaube als Vertrauen auf die Erfüllung ist nicht der Glaube an eine Lehre, eine Theologie oder Philosophie. Das sind die Kammern unter Deck. Doch wenn wir uns an Deck bewegen, ..sind diese Kammern trotzdem unser Fundament. Wir stehen im Freien nun, doch der Freie misst sich an der fruchtbaren Erde, die sein Erbe ist. Das Mass, das er dort findet, ist Prüfstein seiner Wahrhaftigkeit. Neues wird kommen, doch wird es stets aus dem Alten herauswachsen und mit ihm verbunden bleiben als älterer oder gar elterlicher Berater .

Das Leben in seiner Bewegung und seinen bunten Kleidern bedarf einer Masshaltung, die - wie ein Matrose - das Schiff betreut, zurückhaltend .zwar, aber doch bestimmt und pflichtbewusst. Kultur ist durch diese Masshaltung, diese Zurückhaltung - ja, Haltung überhaupt, die Ethik

ist - erst eigentlich möglich. Kultur braucht den Bauern, der den Hof zusammenhält wie ein Kapitän sein Schiff. Kultur braucht Könige und Politiker, Verwalter, Lehrer, Künstler und auch Weise, und wohl dem, der seinem Amt gewachsen ist. Bedeutet Gewachsenensein nicht das Menschgewordensein in der Welt? Das Verborgene ili Menschen, sein wahres Sein könnte ihm sagen, wer der Kapitän ist oder ob er gar selber Kapitän zu sein hat. Wohl dem, der dieser Stimme folgt.

Der Berufene für dieses Amt hat Weitsicht und lässt sich nicht auf Zwecke ein, die schnellen Erfolg versprechen. Und ein Berufener weiss auch, was zu tun ist, wenn etwas auf die Zeit zukommt, in der er steht, und das es zu bewältigen gilt .

[Buchseiten 36-37]



Der Kapitän hatte die Zügel seines Schiffes fest im Griff, und behutsam steuerte er auf den Schatten zu. Jetzt konnte auch ich seine Umrisse besser erkennen; es illustrierte eine Insel sein mit hoch aufschießenden Felsen. Seltsam illustrierte ich an, dass der Kapitän sein Schiff direkt auf diese Insel zufahren liess, denn bei solchen Inseln war an ein Anlegen nicht zu denken. Die Strudel der Brandung und die sich in ihnen versteckenden Felsenzacken würden das Schiff zerbrechen. Mir kam die ganze Sache sehr verwegen vor, und ich war nicht der Einzige. Die Passagiere und auch die Matrosen sahen gebannt zur Felseninsel hin, und die Dulle, die neben mir stand, fasste ich all Argh. Die Fahrt des Schiffes war nun spürbar abgebremst, doch Inir schien es immer noch zu schnell auf sein Zerschellen zuzusteuern. Die Worte des Schiffkochs «Die Heilung liegt im Leben und im Tod» klangen in Inir bitter nach und mischten sich mit denen meiner Begleiterin: «Von der Angst ist nur ein kleiner Sprung zum Schillerz».

Wir befinden uns auf dem Kulturschiff, doch ist mit diesem Schiff auch der Mensch gemeint. Alles geschieht auch für Menschen. Hat das Kulturschiff auf dem Buchdeckel nicht auch die Form eines menschlichen Antlitzes?

Der Kapitän, der König unseres Lebens, sind wir selbst - von Gottes Gnaden, der uns bei unserem Namen nennt. Wir können die Herausforderungen unseres Lebens nicht umschiffen, sondern steuern immer wieder direkt auf sie zu. Was ist nun zu tun?

Oft ist es so, dass der Ort, der vor uns liegt, kein Hafen für uns ist, der uns Ruhe und Heimat schenkt, sondern ein unbehauener Stein, der einfach unser Tun verlangt, unser Behauen und Gestalten. Ein Tun, ein Werk wird von uns erwartet, das uns keinen

unmittelbaren Nutzen bringt, und dessen Früchte wir nicht ernten werden.

Doch wenn wir nicht Vasallen sind, Knechte von fremden Zwecken Anderer - Götzendiener sozusagen -, wenn wir König sind und souverän unser Leben führen, dann sind wir auch bereit für die Grosszügigkeit des Tuns, die kein Lohn dafür erwartet.

Der Trieb des eigenen Vorwärtstrebens, des eigenen subjektiven Wollens muss dann gebremst und zurückgehalten sein. Die Möglichkeit des eigenen Zerschellens an dem, was uns entgegenkommt, die Möglichkeit des eigenen Unterganges muss hingenommen werden. Wäre Liebe sonst nicht einfach ein Geschäft? In diesem Tun zeigt sich die eigene Endlichkeit, ja sogar der Tod. Doch mit der Endlichkeit zeigt sich auch unsere Einzigartigkeit, unsere Unauswechselbarkeit als Mensch.

Der Schmerz zeigt auf unsere Endlichkeit, unsere Einzigartigkeit - ja, sticht sie auch manchmal. Wir können weiterhin identitätslos bleiben, uns nicht identifizieren mit dem anderen und uns dann auch nicht kümmern um ihn. Doch eine Stimme dringt zu uns, die uns sagt, dass der Sprung nicht nur ein Sprung, ein Leck im Bug des Schiffes bedeuten kann, der den Untergang dann bringt, sondern auch ein Sprung vom angstvollen Verhindern der eigenen mutigen und gelebten Identität in den Schmerz ihres Wagnisses.

[Buchseiten 38-39]



Wie wir uns der Felseninsel näherten, wurde ihre Forlll deutlicher. Ich nahm nun eine merkwürdige Wandlung wahr. Die eine Insel teilte sich in zwei. Meine Wahrnehlllung hatte Illich getäuscht; oder täuschte sie Illich jetzt? Doch Illeine Zweifellegten sich. Vor uns stachen zwei Felsen aus delll Meer und gaben zwischen sich einen Durchgang frei. Wie Finger ragten sie in die Höhe, und dieses Bild wurde noch verstärklt durch ein flaches Felsenstück, das leicht unterhalb der Kuppen gelegen wie ein Fingernagel aussah.

Meine Gedanklen schlüpften aus delll Bann der Angst und wurden spielerisch. «Diese Finger können Ikeinelll Gitarristen gehören, eher einem Klavierspieler; die Nägel sind kurz geschnitten.» Ich sagte dies zu der Dame neben mir, die Illeinen Arm illlller noch ulllfasste, aber sanfter, zärtlich fast. Auch ihr Griff der Angst hatte sich gelöst.

Das Schiff der Kultur, das Schiff des Menschen nähert sich dem Tun. Es ist kein ungebremstes Hinsteuern auf die Tat; es würde nicht nur das Schiff zerbrechen, sondern auch die Durchfahrt eines nächsten Schiffes versperren. Es ist aber auch kein zögerliches Umkreisen eines Tuns; einen solchen Felsen mit einer solch gefährlichen Brandung ist nicht zu umkreisen ausser in einem weiten Bogen, der die Tat umschiff. Sachte soll die Annäherung an diesen Felsen sein, und die Durchfahrt dann bestimmt.

Das Kulturschiff, das Menschenschiff auf dem Buchdeckel, ist auch eine Hand: die Handfläche ist das Schiff selbst; der kleine Finger und der Daumen sind die zwei Felsen; die Fingerkuppen berühren zart den . Himmel, von woher jedes Tun gesegnet ist - in der Freude oder auch im Schmerz, im Gelingen und Versagen.

Ein Geheimnis ist ili Tun verborgen. Die Einheit teilt sich in zwei, so dass das Tun des Guten, ein Tun aus Liebe möglich wird. Manchmal ist der Griff der Hand zu stark;

Schmerzen fügen wir dann dem Andern zu. Doch ist dieser zu starke Griff nicht auch dadurch bestimmt, dass wir die Unfassbarkeit des Tuns nicht umgehen, nicht umschiffen können, auch wenn wir mit ihm nicht umgehen können ?

J edes Tun hat sein Mass. Dieses Mass wird hestimmt durch unser eigenes Sein, durch unsere Anlagen und Wünsche. Ein Gitarrenspieler hat eine andere Anlage als ein Klavierspieler. Wir können nicht anders tun, als aus dem, was wir sind. Eine Schuld ist in unserem Tun, eine Schuld aber, die nicht auf einem Fehlverhalten beruht. Es ist die Schuld, die Liebe heisst.

Wir schulden in unserem Tun dem Anderen Liebe .

[Buchseiten 40-41]



Der Kapitän stand auf der Plattform, und das kleine Segel bewegte sich nach seinen Anweisungen. Mit sicherem Mass führte er das Schiff zwischen den Fingerfelsen hindurch, und mit fester Stimme rief er:

«Wir passieren nun das Tor der Hand. » Eine freudige Stimmung kam auf, Musik ertönte, und es wurde getanzt. Ich schaute meine Begleiterin an, und sie lächelte. «Wie ist Ihr Name», fragte ich sie, indem ich meinen Mund zu ihrem Ohr hinneigte, um die Frage durch die Musik zu bringen. «Esther», antwortete sie. «Möchtest Du tanzen?» Sie nickte. Ich nahm sie an der Hand und führte sie zur Tanzfläche. «Was suchst Du hier auf diesem Schiff?» Die Frage stellte sich aus Verlegenheit, denn ich wusste, dass es keine Antwort auf sie gab. «Ich weiss nicht, ob ich jetzt noch suche», sagte sie, und ich war froh, dass ihr Lächeln mir die Verlegenheit wieder zurückschenkte. Wir tanzten, bis wir müde waren, und setzten uns dann auf eine Bank.

Jedes Tun, das sein Mass erfüllt, bringt herzenswarme Freude. «Das Mass erfüllen» bedeutet, dass die Aufgabe mit dem Mut der Demut gewagt wurde und nicht mit Übermut, der den Schmerz des Masshaltens, den Schmerz des Grenzüberschreitens, des Selbstseins nicht erträgt und einfach weitergibt. Aber vor allem bringt ein solches Tun die Begegnung mit dem Verborgenen, mit dem Geheimnis .

«Esther» bedeutet «das verborgene Geheimnis». Sie war schon mit dem Träumer, als der schwarze Schatten am Horizont auftauchte, sie hielt ihn fest, als das Schiff in Richtung des Felsens steuerte, ihr gehörte die Stimme, die das Wagnis des Sprunges aussprach, und sie freut sich nun auch, wie die Tat gelungen ist. Esther ist das Geheimnis, die Überraschung, die für Menschen und in der Kultur verborgen ist. Sie verhüllt sich in die Kleider der Welt, um nicht einfach nur gewusst und benutzt zu werden, sondern geliebt, erahnt, erhofft und

geglaubt. Sie ist das Fundament unseres Lebens. Im Hebräischen ist das Wort für Fundament und für Geheimnis das gleiche Wort .

So hat also auch die Bewusstheit ihr Mass. Es ist bestimmt durch das Unfassbare, das Unbegreifliche, das im Kern unserer Mitte ruht, still. und doch alles bewegend, unsichtbar und doch alles Sichtbare durchdringend.

Das Umgreifende, von dem auch Karl Jaspers spricht, ist für den umgriffenen und darin auch ergriffenen Menschen nie endgültig begreiflich. In dieser Ergriffenheit aber wird dem Menschen etwas ganz anderes geschenkt, die Liebe, die vom Unbegreiflichen ihn berührt .

Caitanya, ein indischer Mystiker des 15. Jahrhunderts, spricht von der «unbegreiflichen Ein- und Verschiedenheit» von Gott und Mensch und Mensch und Welt. Darin wird das wahre Grenzesein des Menschen ausgedrückt, unbegreiflich zwar und doch uns ganz vertraut. Das ist die Grunderfahrung aller Mystik; sie ist es auch, die der Bewusstheit ihre Grenzen zeigt und ihr ein Mass zuweist, so dass die Begegnung mit Esther möglich wird.

[Buchseiten 42-43]



Wir sassen eine Weile wortlos da und hörten in die Musik hinein. Plötzlich wurde sie unterbrochen. Die Passagiere salllllelten sich an den Längsseiten des Schiffes, winkten oder liessen ihre Taschentücher im Wind flattern. Esther und ich bahnten uns einen Weg zur Reling, Ulll zu sehen, was die Ursache dieser Aufregung war. Kleine Schiffe bewegten sich in unsere Nähe, und auch wir winkten ihnen zu. Doch die Fröhlichkeit schwang jäh in Erstaunen Ulll, als wir die Boote genauer sahen. Mit lautem Knattern und Dröhnen umkreisten sie uns jetzt, und das Erstaunen verwandelte sich in blankes Entsetzen, als wir die Details ihrer Gefährte besser unterscheiden konnten. Wie Igel schienen sie, doch aus gleissendem Metall gebaut. Ihre Stacheln waren Waffen, die auf uns gerichtet waren und das ganze Schiff in Lähmung versetzten. Die Igelboote hatten sich vollständig eingekugelt; sie Illussten Angst vor etwas haben. Sie trugen eine Angst in sich, und noch bevor der erste Enterhaken geworfen war, hatte sie sich in unserem Herzen festgemacht.

Wir verlassen nun den Brunnen der Erde mit seiner Dauer, seiner Bewusstheit und seinem Mass und begeben uns in den Brunnen der Luft.

Die Luft wurde seit jeher mit dem Geistigen in Zusammenhang gebracht, und wir werden sehen, wie es sich damit verhält .

Der Geist ist wie die Luft Verbindung zwischen Himmel und Erde. Heiliger Geist sagen wir dann auch, wenn die Verbindung wirklich zustande kommt. Das Geistige, so heisst es, vollziehe sich im Denken. Das ist wahr , wenn es lebendiges Denken ist, nämlich - wie wir es schon genannt haben- Glauben. Dann ist es Leben, Lieben, Laben, Loben und durchdringt auch unser Tun und Fühlen. Das Geistige ist schlichtweg das Verbindende und

deshalb ist es auch Sprache, die nicht nur Mensch und Mensch verbindet, sondern auch Mensch und Wesen, ja sogar Mensch und Gott.

Der Geist als Verbinder kann aber erst seine Wirkung entfalten, wenn

Himmel und Erde und mit ihnen alle Wesen gesondert sind. Diese Sonderung wird bereits im Anfang der Schöpfung vollzogen, so dass die .. ganze Schöpfung von diesem verbindenden, liebebringenden Geist durchwaltet wird. Die Sonderung ist eine grosse Gefahr, die schon im Himmel bei den Engeln zu Disputen führt. Werden die Gesonderten sich vom Wind berühren lassen und zusammenkommen, zusammenwachsen wollen ?

Die erste Voraussetzung, um dieses Zusammenwachsen möglich zu machen, Grundlage also der Kultur, ist die Einsicht, dass das Zusammenwachsen den Einzelnen nicht verloren gehen lässt. Wir sind eins und verschieden, sonderbar zwar ein wenig, doch uns darin doch einig.

Die Uneinigkeit entsteht aus der Angst des Vereinzelten, sich im ersehnten Zueinanderkommen zu verlieren. Wieder ist es nur ein kleiner Sprung von der Angst zum Schmerz .

[Buchseiten 44-45]



In den Augen Esthers war nicht nur Angst zu sehen, sondern auch ein Mut, der Illir Stärke gab. «Was wollen die von uns?» Ich versuchte, mein Denken klar zu halten, Uill nicht VOill Sog der Panik erfasst zu werden. «Was für eine Ladung hat das Schiff? Sind sie auf den Inhalt unserer VorratskamIllern aus? » Ich liess nicht ab von Esthers Augen, die die Antwort in sich trugen, doch unerlllesslich weit entfernt. «Ich weiss es nicht, welche Ladung unser Schiff Illit sich führt. Niellland weiss etwas darüber. Ich habe schon einige Leute und auch den Kapitän gefragt; auch er weiss es nicht. » Esthers Worte klangen nicht enttäuscht, doch ein wenig ratlos angesichts der Verwirrung, die sie in mir sah. Denn was nützte uns das Wissen über unsere Ladung; wir waren angegriffen, und die Igelboote schienen wohl zu wissen, was von uns zu holen war.

Die Sonderung der Wesen bringt auch Wissen über diese. Die Vereinzelten, die Einzelkämpfer in ihren Igelbooten - wir würden sie wohl Egoisten nennen, doch ist viel Tieferes, menschlich Schwereres gemeint - scheinen um die Beute zu wissen, die sie machen wollen. Es ist der Nutzen, den sie überall herauszuholen suchen. Sie greifen an und scheinen zu begreifen, was im Kulturschiff, ili Menschenschiff, im Tunschiff zu holen ist an Schätzen.

Doch weder der Kapitän noch Esther wissen um den Schatz; sie erfahren ihn auf dem Schiff, sie erträumen ihn ili Traum. Die Rosenholzkugel auf dem Buchdeckel ist nicht leer; das Geheimnis ist unsichtbar.

Doch das Erahnen dieses Schatzes, das mystische Empfinden, das Masshalten der Bewusstheit um des Geheimnisses willen bedeutet nicht, ein klares Denken fahren zu lassen. Gerade im Angriff des Kalküls, des .Nutzendenkens, ist eine klare

Unterscheidungskraft von nöten. Was ist für das Gewöhnliche, für unsere Lebensgewohnheit bereitgestellt und was ist

für das Heilende, Zusammenbringende gedacht? Das Heilende ist der Fehler in der Buchhaltung, das dem Anderen schenkt, ohne zu erwarten.

Das Heilende ist das Verständnis für die Angst im Anderen, verloren zu gehen, nicht erkannt zu werden und keine Geltung zu erlangen. Die Liebe schenkt doch Gültigkeit im Letzten.

Das Heilende liegt auch - der Schiffskoch hat es uns erzählt - im Leben und im Tod, in der lebendigen Annahme unserer Endlichkeit, unseres Masses an Stärke und Fähigkeit, an Kraft und Güte. Leben und Tod zusammen schenken uns die Demut, offen dem Anderen zu begegnen, selbst in seiner Angst, zu kurz zu kommen und verloren zu gehen. Wir sind dann oft ratlos und sitzen nur und schweigen. Aus den Augen Esthers, aus der Sichtweise des Verborgenen, werden uns Mut und Demut geschenkt für die Begegnung in ihrer bestimmten Endlichkeit und ihrer ewigen Freiheit.

[Buchseiten 46-47]



Ich hielt Illeine Esther an der Hand. Ich wusste, die Igel würden nicht über unser Leben an die Ladung kommen, sondern nur in unserem Tod. Rufe kamen jetzt von oben aus den Masten. Matrosen waren hinaufgeklettert und hantierten eifrig an den Seilen. Es öffneten sich die Segel, breitflächige farbige Tücher, die sich blähten und spannten im Wind. Aus riesengrossen Eimern wurde nun aus dem Brunnen der Luft geschöpft, und das Schiff setzte sich in zügige Fahrt. Die Igelboote versuchten noch, uns nachzustellen und schossen auch auf uns; doch klangen die Geschosse wie rohe Flüche, die illmer leiser wurden und bald in der Freude der Musik untergingen. Esther umarmte Illich und liess mich plötzlich wieder los. Sie musste laut lachen und sagte dann: «Ich IllUSS aufpassen und Dich festhalten, sonst wirst Du auch zum Segel und fliegst mir noch da von. »

Die grossen Segel bedeuten die Bereitschaft, sich vom Wind, vom verbindenden Geist, berühren und bewegen zu lassen. Dadurch wird das Lebendige der Kultur, des Menschen und des Tuns bewahrt. Wenn wir uns an das Verborgene, an Esther halten - Paulus nennt diese Haltung Glaube, Hoffnung, Liebe -, wird uns frischer Wind zuteil. Nicht biedere Frömmerei ist damit gemeint, sondern lebendige Ausrichtung auf die Welt und ihre Gestalten, auf ihre Anfragen an uns und auf ihre Bedeutungen, die auf ein Tieferes hinweisen.

Schöpferische Kraft wuchs immer schon in jenen, die geistige Zusammenhänge und Verbindungslinien suchten in der Welt. Intuition und Inspiration nähern sich immer dann, wenn gerade unsere Absichtshaltung abwesend ist. Unser Zweckdenken wird uns zwar noch Flüche hinterher schicken, doch sollten wir diesen keine Beachtung schenken. Die geistige Auseinandersetzung, nein: die geistige Verbindungskraft und Verbindlichkeit ist der Mittelpunkt der Kultur, wie die Musik Mittelpunkt der

Tanzenden ist.

Beides aber, Auseinandersetzung und Mut zur Verbindung, Unterscheidungsvermögen und liebendes Verständnis gehören zum Tanz und Spiel des Lebens. Dieses Geistige ist das Herzstück der Kultur und unterscheidet sie vom blossen Walten der Natur. Das Natürliche, das Geborene, muss auch sterben; das Geistige, das Verbindende, bewahrt aber alle Natur, indem es einen Bund eingeht mit dem Ewigen. Dies ist wirkliche geistige Kraft und unterscheidet sich darin vom blossen Intellektualismus. Dieser trägt, wenn er von übermütiger Begeisterung und Allmachtsvorstellungen eingefangen wird, den Menschen weg von Esther, aber auch weg von der Erde, vom Boden unter den Füßen. Man meint dann, selber das Geistige, das Segel, zu sein. Der Geist des Bundes wird uns geschenkt, wenn wir uns an Esther halten. Und auch sie: sie hält sich an uns fest, weil sie uns so sehr mag.

[Buchseiten 48-49]



Die Begegnung mit Esther war ein Glück. Ich dachte mir: Ich träume wohl, und merkte plötzlich, dass es ja so war. «Nur nicht aufwachen jetzt, die Welt da draussen ist so kalt, und heiss die Pest, die mir Narben brennt. » Wir gingen gemeinsam in den Essraum unter Deck und setzten uns an einen Tisch. Ich sah den Schiffskoch aus seiner Küche eilen, eine Pfanne in der Hand. «Sie haben gut gefangen, mein Herr» , und sein breites Lachen gab seine schlechten Zähne frei. zum Fisch gab es Wein und Olivenbrot, und wir assen voller Wonne. Ein lautes Knacken wie von einer Nuss liess mich innehalten. Ich schaute Illich um, doch das Geräusch kam aus mir selbst, und aus der geknackten Nusschale stieg nun ein Schmerz in meinen Zahn. «Aua» ,) wollte ich noch sagen, doch es schien mir nicht angemessen für diese Qual. Es war kein Schatz , auf den ich da gebissen hatte; nein , der sass ja neben mir. Es war eine Fischgräte , die der Schiffskoch für mich übrigliess, und Esther sagte nur: «Er hat Dich gut gefangen, dieser Fischkoch. »

In jeder Begegnung ist die Begegnung mit Esther verborgen. Zu jeder Begegnung tritt die Ewigkeit hinzu und verspricht, dass nichts verloren geht.

Alle unsere Wünsche und Träume werden erfüllt. Nicht immer sichtbar hier in dieser Zeit; das ist ein grosser Schmerz und macht uns manchmal traurig. Doch erfüllt sind sie in alle Ewigkeit, und das könnte uns grosses Glück bescheren, wenn wir nicht nur dasjenige für wahr halten würden, was das Licht des Tages sichtbar macht, sondern auch das, was das Träumen uns erzählt. Das Nichts, das dumpfe Trommeln der Zeit, würde uns das Sichtbare doch wieder wegnehmen. In der eigenen Zeit ist es schwierig zu verstehen; sie steht nicht still, sondern schreitet ständig voran. Doch im Unterdeck des Schiffes, in den Traditionen,

die das Ewige noch in sich bewahren, da wird uns eine grosse Mahlzeit aufgetischt: der Fisch, der wir selbst sind, mit all seinen Schätzen.

„Diese Mahlzeit ist auch ein Gleichnis für das Jüngste Gericht. Es ist das Fischgericht. Es wird schon auch am Ende des Lebens, mit dem Tod, uns

zubereitet, doch ist es auch da in jeder Gegenwart. Ist der Jüngste Tag nicht gerade diese Gegenwart, in der wir uns befinden ?

Zu diesem Fischgericht wird uns Wein und Olivenbrot gereicht. Wir nehmen unser ganzes Leben in uns auf und trinken dazu Wein, das Blut unseres Herzens, und Olivenbrot, die Verheissung der Erlösung. Und trotzdem ist es auch Gericht. Wir beissen auf die Fischgräte, die harten Teile unseres Lebens. Ein Schmerz erfasst uns, als bitten wir in eine Nusschale, so dass das Verborgene in ihr zum Vorschein käme. Doch es ist kein Schmerz, der zum Reagieren, zum «Aua» zwingt; in der Nusschale verbirgt sich unsere Reue, und aus ihr bauen sich die eingestürzten Begegnungstempel unseres Lebens wieder auf.

~Jede Gegenwart ist Leben und Tod. Sie lebt und stirbt für die nächste Gegenwart; im Übergang ist das Jüngste Gericht. Wieder ist es der Schiffskoch, unsere heitere, absichtslose Gelassenheit, der uns da auf die Fischgräte beissen lässt und uns fängt zur Reue, so dass ein neuer Anfang möglich wird .

[Buchseiten 50-51]



Als der Schiffskoch wieder kam, war mein Schmerz bereits der Freude des Gespräches gewichen und der Zufriedenheit des sättigenden Males. Mit Klappern und Klirren räullte er unser Geschirr weg und kam mit einer Überraschung wieder. «Auf Kosten des Hauses, wenn es eines wäre, serviere ich Ihnen unsere beste Nachspeise.» Er trug ein Tablett mit einer geflochtenen Haube darauf, und mich verwunderte ein Ast, der geschmackvoll in die Haube gesteckt war. Die Erinnerung an den Wald kam auf einem Schiff unerwartet. Der Koch stellte den Teller mit der Haube in unsere Mitte und zog sich - fast ein wenig zu förmlich für seine und für Illeine Art - in seine Küche zurück. Esther schaute Illich gespannt an, ob ich den Deckel höbe. «Ein kleiner Sprung nur von der Angst zum Schmerz, heisst wohl auch: Eine Erwartung, die sich bald enthüllt, dass sie noch besser als sie selber ist.» Mit diesen Worten zog ich die Haube weg, und der süsse Duft von Waldbeeren strich uns Ulll die Nase. Esther strahlte. Sie war noch schöner, als ich je geahnt.

Das Fischgericht ist gut; es ist die Heilung von der Pest. In ihm werden wir gesund gemacht von allem Kranken, Vernichtenden in unserem Leben. Es braucht ein bisschen Aufrichtigkeit dazu, sich diesem Gericht zu stellen und auch Mut zum Schmerz, der dann die Reue bringt als Kraft der Verwandlung. Der Schmerz wird bald der Freude am Zusammensein mit Esther weichen und dem Frieden, der das Leben dann durchdringt.

Die Begegnung mit Esther ist hier und jetzt schon möglich. Die Ewigkeit beginnt ja nicht an einem Punkt, sondern durchdringt unsere Welt der Zeit. Sie ist verborgen, ist als Geheimnis da; Geheimnis, das uns Heimat schenkt und Geborgenheit. Die ganze Ewigkeit, die ganze Sonne würde uns verbrennen hier; könnten wir Gott sehen in seiner ganzen

Herrlichkeit, würde er unsere Freiheit verbrennen, aber auch unsere Hinwendung zu ihm, die aus freier Zuneigung geschieht und nicht aus dem Wissen seiner Macht und Grösse.

Die Welt ist die Haube, die Umhüllung dieses Geheimnisses von geeinter

Ewigkeit. In der indischen Literatur wird die Welt als « Vana» - Wald beschrieben, dunkel und undurchdringbar, in dem die Vorstellung von Wissen nur ein Wahn bedeutet. Die Ewigkeit, die Befreiung aus der Verwirrung im Wald, ist aber nicht einfach nur «Nirvana» - kein Wald -, sondern « Vrindavana» , der wunderbare, duftende, lichte Wald, Heimatort von Krishna. Er ist der Gott, der alle anzieht zu sich und in dieser Anziehung alle vereint. Vrindavana ist der Wald, in dem tausend Farben blühen und bisher unbekannte Düfte vom Baum des Lebens unsere Nase streicheln.

Der Schiffskoch, unsere heitere Gelassenheit und absichtslose Freiheit, schenkt uns diesen Wald. Schon in der Welt könnten wir ihn erahnen; an der Haube steckt ein Ast als Zeichen dieses Wunderwaldes. Die Erwartung, die sich daran knüpft, wagt sich im hoffnungsfrohen Herzen als grosse Freiheit des Glaubens, dass das Geheimnis noch viel schöner sein wird, als wir je zu denken wagten.

[Buchseiten 52-53]



«Doch traurig bin ich, Esther, denn ich Illerke, dass ich gehen muss. Ich erwache, und ich kann mich gegen dieses Erwachen nicht mehr wehren.» Und wieder kam aus den Augen Esthers nicht nur Traurigkeit zu mir zurück, sondern auch der Mut, den ich schon vorhin sah. «Ja, ich weiss, Du musst fort. Ich ahnte es, als Du in die Fischgräte bissest. Der Schreck und der Schillerz waren zu gross, um Dich im Traum zu halten. Der Koch ist ein Schelm. Er hat Dir ein Fischgericht bereitet, das Dich nun aus dem Traume drängt. Aber Du musst aufrichtig mit Dir sein; hast Du denn gedacht, Du könntest ewig schlafen? Die Nacht ist bald vorbei, und der Tag will Dich zurück. » Ich berührte nochmals ihre Hand und wurde weggezogen, aus dem Schiff und aus dem Traull. Doch in diesem Weggezogensein hörte ich noch leise die

Stimme Esthers: «Ich bin da draussen auch; Du wirst Illich finden, und auch ich finde Dich zur rechten Zeit. »

Der Schmerz, der die Fischgräte dem Träumer bereitet hat, weckt ihn auf. Er soll in die Welt zurück. Er flüchtete sich aus Angst vor der Pest, vor dem Nichts, in diesen Traum, wo er Esther, der Verborgenheit, begegnete.

Aus ihren Augen empfing er den Mut zum Schmerz, als freier Mensch anwesend zu sein in der Welt, wach und hoffnungsfroh.

Wir erinnern uns an den Mann in der chassidischen Geschichte, der sich in die Höhle zurückzog und dann wieder zur Welt zurückkehrte, um die Kultur, das Wachsen des Menschens, zum Blühen zu bringen. Wir können die Welt nicht verändern; sie ist schon, wie sie ist. Doch könnten wir ihr den Duft der Begegnung mit Esther bringen, das Erlebnis, dass überall in ihr ein Geheimnis ruht, das zum Blühen wir erwecken können. Kunst kommt

von diesem Können. In der hebräischen Sprache ist «Künstler» das gleiche Wort wie «Glaubender»; es ist der Glaube an die Welt, an den Menschen und an sich selbst. Die Kultur braucht nicht nur Künstler ili

konkreten Sinn, sondern vor allem Künstler dieser Art.

Das Fischgericht ist aber nicht nur das Erwachen in jeder Gegenwart, sondern auch das Gericht am Ende der Zeit. Auch der Tod führt uns in die Welt zurück, doch sehen wir sie in ihrer Ewigkeit. Nicht nur unser eigenes Leben erfahren wir dann als Einheit, sondern das ganze Leben und die ganze Welt in allen Zeiten .

Die Worte Esthers «Da draussen bin ich auch» bedeuten nicht nur, dass wir Esther in der Welt suchen und finden, ihr da begegnen sollen, sondern auch, dass sie «da draussen» , nach dem Tod, auch ist. Sie wird uns nicht verlassen; sie ist in uns und wir sind in ihr .

Im Leben und ili Tod - das ist doch auch die Heilung- ist Esther unsere grösste Kraft. Wenn wir aus ihr leben, weicht die Angst und bringt der Schmerz die Freude des Zusammenwachsens dieser Wunde, die die wunderbare Welt noch ist.

[Buchseiten 54-55]



Ich wachte noch nicht auf. Im Halbschlaf lag ich da und konnte mich nicht rühren. Wohligkeit umhüllte Illich, doch war sie durchflochten mit der Trauer Um die Hand von Esther, die ich eben noch gespürt.

Traumgestalten huschten nochmals über die leere Bühne, schwächer nun, wie die Schatten eines Spiegelbilds. Das Theaterstück war nun zu Ende, und die letzten Schauspieler eilten durch Kulissen und packten ihre Kleider ein. Ich sah den Mond nochmals und auch die Sonne. Der ganze Traum verdichtete sich zu einem Garten, in dem die Hoffnung blühte. Ich konnte keine Gestalten mehr erkennen, ich berührte sie nur noch von Ferne mit Illeinen Fingerkuppen, bis sie fast gänzlich verschwanden. Ich erwachte, doch blieb die letzte Berührung von Esther mir ganz nah. In meinem Zimmer war es dunkel, nur eine Laterne warf schwaches Licht durch ein Fenster zu mir hinein.

Wir verlassen nun den Mittelteil des Buchdeckels und gelangen in den oberen Streifen. Dort riechen wir den Duft des Traumes. Sonne und Mond, das Männliche und das Weibliche, das Innere und das Äussere spiegeln sich da, um nochmals über sich selbst nachzudenken. Ein Garten Eden ist gewachsen. War er nicht schon immer da? Wir berühren ihn nur leicht und zart; er ist doch - wie sein Name sagt - der Ort des behüteten Glücks. Ist dies die Berührung mit der Hand von Esther?

Das Aufwachen geschieht weder rasch noch mit einem starken Ruck. Es ist nicht von Begeisterung geprägt; dies wäre eine Täuschung. Ein grosses Staunen erfasst unser Gemüt über das, was der Traum uns brachte. Und auch der Schmerz ist da, der Schmerz der Trennung und des Fischgerichts, den wir noch spüren. Er ist die Grundlage für eine Wahrhaftigkeit, mit der wir im Leben der Welt begegnen können - eine unwissende Wahrhaftigkeit, die aber doch eine ahnende, tastende

Hoffnung kennt: Esther ist «da draussen auch» .

Das Leben geht voran, die Pest ist da und auch unsere Angst vor ihr. Der Sprung ist noch zu wagen. Die unwissende Wahrhaftigkeit aber nimmt unseren Glauben ernst, diese unsagbare, unfassbare Stimmung unseres Herzens, wie wir unsere Welt und ihre Ewigkeit erhoffen.

Der Träumer ertrug die Pest des Nichts nicht mehr und träumte diesen Traum. Heisst es in den vielen Überlieferungen nicht auch, dass Gott Sein Alleinesein, Sein «im Nichts Stehen» nicht mehr ertragen konnte und sich deshalb ein Gegenüber wünschte, das Ihn lieben würde? Lieben aber in Freiheit, ohne Zwang, als Ebenbürtiger, in Seinem Bild und Gleichnis .

Träumte vielleicht Gott auch einen solchen Traum, einen Traum von Esther, die wir dann sind und nach der Er sich sehnt, weil wir uns jetzt noch vor Ihm verbergen ?

Ein schwaches Licht fällt in die Kammer unserer Einsamkeit.

[Buchseiten 56-57]



Ich setzte mich an den Rand des Bettes und strich mir durch das Haar. Mein Zillmer roch modrig nach Verwesung. Unheimlich zog mich etwas an, was aus einer Ecke kroch. Ich wagte zuerst nicht hinzuschauen; Kälte umgriff mein Herz und Blut. Durch das Wegschauen konnte ich den Schrecken nicht mehr bannen. Er kam von hinten an mich heran und bannte Illich. Aus den Augenwinkeln blickte ich zur Ecke hin.

Nur leicht beleuchtet durch das schwache Licht starrte eine Fratze dort. Sie schaute Illich an - nein, in mich hinein und kam näher auf mich zu. Es nützt wohl nichts, sich in den Schlaf zu flüchten, denn an seine Grenzen tritt der Tod. Die Pest hatte mich also eingeholt, und mit kalten Händen griff sie nun nach mir.

Die Freiheit zur Liebe beinhaltet auch die Freiheit zum Bösen, zur Kälte, zur Ablehnung. Nicht Gleichgültigkeit, sondern Furchtlosigkeit ist die Haltung, die der Pest entgegenreten kann. Verwesung, das beharrlich Sinn und Wesen, Wert und Wort fressende Nichts, ist in unsere Welt gedrungen. Es war schon immer da. Doch wir, in unserer Zeit, empfinden, als sei es noch nie so stark gewesen .

Der Tod tritt an die Grenzen des Schlafes; er ist doch sein grosser Bruder.

So tritt aber auch die Erlösung an die Grenzen des Traumes. Sie ist seine grosse Schwester, die erfüllt, was er erlebt und hofft. Wir können vom Tod her unser Leben begreifen, genauso, wie wir diesen Traum erst von der Erlösung her begreifen können. Tod und Erlösung sind uns Grenze, die etwas sichtbar und begreiflich werden lassen, ohne selber sichtbar und

begreiflich zu sein. Sie fassen das Unfassbare des Lebens, halten es fest und bringen es zur Ewigkeit. Die Ewigkeit ist die Mitte unseres gewagten Glaubens. An was wir noch in unserem Herzen glauben, kann nicht von der Pest aufgefressen werden. Die Pest, sie schaut uns an und schaut in uns hinein und stösst dort an ihre Grenzen, wo unser Glauben steht. Es ist dieses Glauben, das auch Lieben, Laben, Loben, Leben heisst.

Der Schrecken, dass sich unsere Freiheit hin zu diesem Nichts bewegt, ist nicht bannbar durch den Traum; er ist nur bannbar durch die Lüge, die sich wohlig wähnt in Sicherheit. Der Schrecken weckt uns auf- wie das Fischgericht im Traum - und lässt uns die Freiheit neu ergreifen, so dass wir das Nichts in einem neuen Sinn verstehen, als Verborgtheit und Geheimnis neu wagen können .

[Buchseiten 58-59]



Vor Schrecken war ich aufgesprungen. Starr stand ich da. Die Fratze war nun deutlicher zu sehen; an dem Ort, wo sonst Augen waren, klafften leere Höhlen nur. Grässlich war dies anzusehen, und ich sehnte mich nach den Augen Esthers, die so viel Mut mir gaben. Wo war er jetzt, der Mut, den ich brauchte, um mich aus der Starrheit zu befreien? Nicht aus mir, aus Esthers Worten «Da draussen bin ich auch» stieg plötzlich Leben in mir auf. Es ergriff die kalte Hand der Pest, die unter seinem Feuer schIDolz.

«Keine Waldbeeren werden es wohl sein, die unter dieser Haube auf mich warten; doch Heilung liegt im Leben und im Tod. » Ich riss der Pest die Maske weg, und darunter war nur nichts .

Der Schrecken macht uns wach und aufmerksam. Doch erst Esthers Augen und ihre Worte schenken uns den Mut, der Pest auch in die Augen zu sehen. Leere Höhlen sind sie nur. Ist der Mann aus der chassidischen Geschichte nun aus der Höhle ausgezogen in die Welt hinein ? Ist J esus auf erstanden und sein Grab nun leer? Wer nur leere Höhlen sieht, weiss nichts von der Auferstehung, hat das ewige Leben in seinem Glauben einfach nur zum Tode gekreuzigt.

Angesichts der grausigen Fratze des Nichts erstarren wir zu Tode. Wir halten uns an tote Ideologien, Dogmen und Vorstellungen, Versprechungen, die nur auf das Aussere gerichtet sind. Nicht aus diesen starren Formen, nicht aus eigener Kraft sogar, sondern aus Esthers Worten «Da draussen bin ich auch» könnte uns das Leben kommen und der Mut, der die kalte Pest schmelzen lässt. Der Dornbusch brennt und verzehrt das Leben nicht, doch das Nichts zerrinnt unter seiner Kraft.

Eine letzte Gefahr ist aber zu erwähnen, auf die dieses «keine Waldbeeren werden es wohl sein, die unter dieser Haube auf mich warten» hinweist. Es ist die Gefahr des Lebens und

des Mutes, die nur um des Lohnes willen

leben und so mutig sind. Für den Lohn hier in der Welt und den Lohn dort in der Ewigkeit. Könnte unser Tun aber nicht einfach in der Liebe zu Esther gründen, auf dem Fundament, das doch hebräisch «Geheimnis» heisst? Wir wissen es nicht, ob Waldbeeren auf uns warten; doch glauben könnten wir und tun aus diesem Glauben, dass wir die Waldbeeren allen gönnen.

Die wahre Freiheit ist es, die so gönnt. Ist es nicht die Freiheit Gottes, die uns unsere Freiheit gönnt ? Wahre Freiheit hofft auf Liebe und gönnt sie ganz. Das Nichts ist eigentlich Verborgenheit, denn freie Liebe braucht Verborgenheit, um nicht vom Zwang des Wissens und vom Zwang der Gottesmacht erdrückt zu werden. Die Verborgenheit schützt die Freiheit zur Liebe. Die Maske aber, die wir dem Nichts überstülpen, ist die Pest, die uns denken lässt, dass es nichts anderes gibt als Nichts und Tod und kein Geheimnis, das in seiner Fülle ewig ist.

Es liegt an uns, der Pest die Maske herunterzureissen und dem Geheimnis zubegegnen.

[Buchseiten 60-61]



Hier und Jetzt II

Was sollen wir mit diesem Traum? Können wir daraus etwas lernen? Lindert er das Leiden in der Welt? Andert er etwas an den Ungerechtigkeiten, die wir täglich sehen oder tun? Die in diesem Buch erzählte Geschichte wurzelt in uralten Überlieferungen, der Esther-Geschichte der Bibel, indischen und chassidischen Legenden, astrologischen Zusammenhängen und vielem mehr. Wie greift sie aber ein in diese Welt mit ihrer Sorge und mit ihrer Unvollkommenheit? Da gibt es doch unhaltbare Zustände, deren Änderung keinen Aufschub dulden. Da gibt es doch auch ein Leiden, dem man nicht einfach so zuschauen kann.

Nein, eine Geschichte wie diese greift nicht ein und greift nicht an. Sie stellt den freien Menschen in den Mittelpunkt des Lebens und weist ihn auf die Möglichkeit seines Herzens hin, mit der er schwanger ist. Sein Herz nämlich wünscht sich die Erlösung; eine grosse oder kleine - gerade die, die ihm hier und jetzt am Nächsten liegt. Bricht sie nicht hervor in das Herz eines Hahnemanns, eines Marx oder eines 'Freuds? Und all die anderen, Genannten und auch

Ungenannten, die das Leiden ein wenig mildern, die Irrtümer und die Lügen ein wenig mindern wollen - spricht in ihnen nicht die Stimme der Erlösung, die sich wünscht, gehört zu werden?

Eine chassidische Legende - eine Letzte sei zum Schluss erlaubt - erzählt folgendes, und sie ist in Wirklichkeit geschehen: Im letzten Jahrhundert gab es in Polen zwei grosse Rabbis, die beide den gleichen Namen trugen: Jakob Isaak.

Man könnte diesen Namen etwa übersetzen mit « die Unglaublichkeit des verborgenen Traumes ». Beide kannten sich, und beide hofften, dass die Erlösung doch bald käme.

Der Ältere von den zweien versuchte nun, durch ein magisches Ritual die Erlösung zum Kommen zu zwingen. Dem Jüngeren aber war dies ungeheuer; er glaubte, dass durch eine Verwandlung im Herzen die Erlösung zu ihrer Zeit schon kommen werde. Beide

starben sie in kurzer Folge und liessen nichts zurück als die Forderung an uns, den Wunsch nach Erlösung nicht untergehen zu lassen in unseren bewegten Herzen hier und jetzt .

[Buchseiten 62-63]